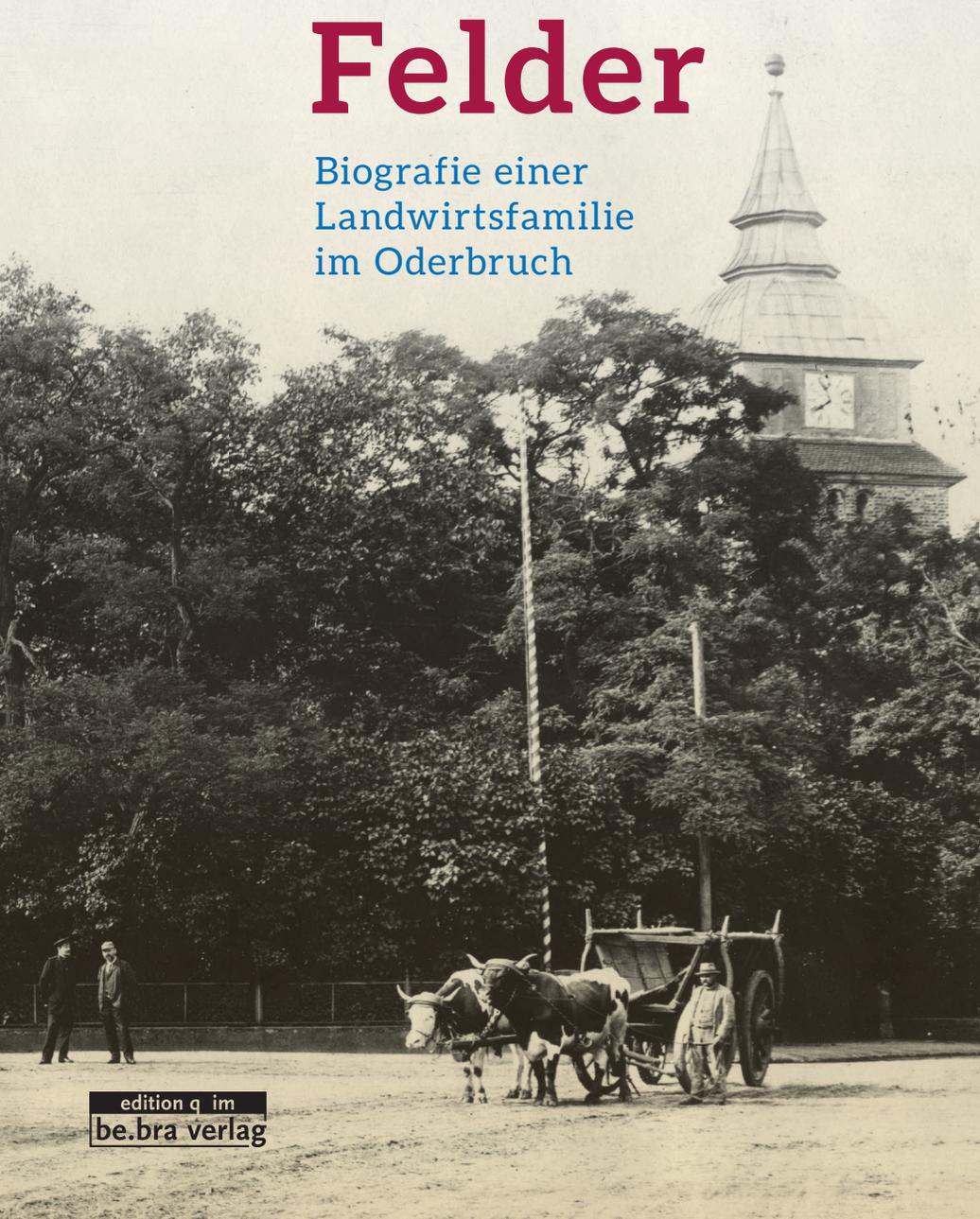


Meines Vaters Felder

Hans-Jürgen
Schmelzer

Biografie einer
Landwirtschaftsfamilie
im Oderbruch



edition q im
be.bra verlag

Meines *Hans-Jürgen Schmelzer* Vaters Felder

Biografie einer
Landwirtschaftsfamilie
im Oderbruch

edition q im
be.bra verlag

Den Landsleuten meiner alten Heimat gewidmet

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in
weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

3., durchgesehene Auflage

© edition q im be.bra verlag GmbH, 2020

Berlin-Brandenburg

KulturBrauerei Haus 2,

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Robert Zagolla, Berlin

Umschlaggestaltung: typegerecht, Berlin

Satz: typegerecht, Berlin

Schrift: Dante 10,5/14,3 pt

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86124-741-8

www.bebraverlag.de

Inhalt

Das Wiedersehen	7
Die Ära der bahnbrechenden Landwirte	29
In Zeiten des Amtrates	47
Oderbruckkönig	70
Die Söhne	88
Der Enkel	110
Harte Jahre – goldene Jahre	133
Krieg	154
Wachsende Kriegslasten	175
Die letzten Jahre	192
Weihnachten 1944	211
Der große Aufbruch	228
Trennung und Gefangennahme	249
Zwischen Elbe und Oder	264

Ausharren in der Heimat	280
»Muss weg in andere Dorf!«	301
Heimatlos	317
Nachwort	335
Anhang	339

Das Wiedersehen

Wer von Berlin die Bundesstraße 1 Richtung Osten reist, gelangt über Müncheberg nach Seelow, einst Verwaltungsstadt des ehemaligen Landkreises Lebus. Steht man auf der dünenähnlichen Erhebung, die sich Seelower Höhen nennt, kann man den Wanderweg südwärts über Dolgelineer, Libbenicher und Mallnower Höhen fortsetzen. Das möglichst im April, wenn die berühmte Adonisblüte die Grashänge in einen grünen mit goldgelben Sternen besäten Königsmantel verwandelt hat. Oderwärts blickt man auf eine Erhebung gegenüber – den Reitweiner Sporn. Was sich zwischen ihm und dem erwanderten Höhenzug wie eine Wanne etwa zwölf Kilometer breit und 20 Kilometer lang ausdehnt, ist Ackerboden, gesegnet mit einer Güte, von der ein Landmann nur träumen kann.

Um sechs Dörfer ziehe ich eine Luftlinie. Sie ergibt ein flaches Trapez, dessen Längsseiten nach Süden und nach Norden je ein Dreieck aufgesetzt ist. Die Punkte Sachsendorf – Werder – Hathenow – Rathstock – Tucheband – Hackenow ergeben ein Sechseck. Von der Familie, die drei Generationen lang an diesen Orten auf gut 10 000 Morgen Kulturland maßgeblich wirksam war, soll in diesem Buch die Rede sein. Dabei geht es dem Verfasser nicht darum, dieser ein Denkmal zu setzen – ihr Name wird auch ohne die vorgesehene Berichterstattung mit der Geschichte dieses Landstrichs eng verwoben bleiben. Viel eher geht es darum, dem tapferen Menschenschlag dieser Region ein dankbares Zeugnis auszustellen, von seiner Tüchtigkeit, seiner Zähigkeit, seiner Friedsamkeit; von Opfermut und Leidenschaft so vieler Heimgesuchter in Zeiten schicksalhafter Umstürze und Not. Wie viele Beispiele menschlichen Zusammenhalts, menschlicher Bewährung, der Hilfsbereitschaft, des biederer

Anstands, so schwer dies dem Einzelnen auch oft gemacht wurde, lassen sich beschreiben!

Gelingt es dem Buch, davon etwas der Vergessenheit zu entreißen, den Bewohnern dieser stillen Region ein Quäntchen Stolz auf ihre Heimatgeschichte zu vermitteln, dürfte sich die Mühe des Zusammentragens und Darstellens schon gelohnt haben. Wir müssen uns unserer Vergangenheit nicht schämen, wir sollten sie vielmehr würdigen lernen; denn nur so können wir uns ihrer wert erweisen.

Ein sich schlängelnder Hohlweg

Blenden wir zunächst zurück in das Jahr 1989. Sommerferien. Ich reise mit meiner Bonner Familie bei Herleshausen über die innerdeutsche Grenze in Richtung meines Heimatorts Sachsendorf. Seit 44 Jahren, so lange war die Flucht her, hatte ich es nicht wieder gesehen. Man könnte mich mit Recht fragen: Warum nicht früher? Lag dir so wenig an der alten Heimat, dass du den Weg zu ihr so spät fandest? Ganz im Gegenteil. Ich war zwar gerade erst sechs geworden, als es galt, von Sachsendorf Abschied zu nehmen, aber ich hatte mir eine lebhafte Erinnerung bewahrt. Ja, hätte ich es völlig unversehrt wiedersehen dürfen, ich hätte mich in Haus, Hof, Park, ja auch im Dorf – ich war ja noch im Spätsommer 1944 in die Schule gekommen – jederzeit zurecht gefunden, hätte auch den Weg zum Vorwerk Werder einschlagen können.

Meine Eltern trugen schwer an dem Verlust der Heimat. Sie bauten sich im Rheinland eine neue Existenz auf, schlossen sich aber nirgends an. Kam Besuch, waren es ausnahmslos Verwandte, alte Freunde, ehemalige Nachbarn. Halbwüchsige fliehen gewöhnlich solche Kaffeerunden, um lieber draußen unter ihresgleichen zu sein. Anders in meinem Fall. Ich saß mit Vorliebe dabei, spitzte die Ohren, wenn die Alten in Sachsendorfer, Rathstocker, Tuchebander Erinnerungen schwelgten. Was hätte ich drum gegeben, das alles wiederzusehen! Mehr als einmal startete ich den Versuch, nach *drüben* zu reisen, aber der Briefverkehr mit Bewohnern der DDR, die einen ja einladen mussten, wenn man um einen Aufenthalt nachsuchen wollte, scheiterte regelmäßig: Entweder die Mitteilung der Angeschriebenen »Kommt, Ihr seid willkommen!«

oder meine Antwort »Danke! Wir treffen dann und dann ein«, ging aus rätselhaften Gründen immer wieder auf dem Postweg verloren.

Erst viel später, nach der Wiedervereinigung, konnte ich mir erklären, was die Ursache gewesen sein mochte. Seit 1968 war ich Deutschlehrer am Gymnasium. Schon früh beunruhigte es mich, dass der Schulbetrieb in Westdeutschland immer mehr zur Spielwiese von Ideologen zu werden drohte. Erziehung und Bildungsstand, einst in der ganzen Welt bewundert, liefen Gefahr, großen Schaden zu nehmen. In diversen Zeitungsbeiträgen versuchte ich, gegen diese Entwicklung Sturm zu laufen. Sie erschienen überwiegend in der *Welt*, einer Zeitung des Hauses *Springer* also. Dieses war nicht nur den Machthabern in Ostberlin ein rotes Tuch, es wurde auch hierzulande von linksintellektuellen Kreisen angefeindet. Die Jahre, die ich im Bonner Raum unterrichtete, bekam ich das am eigenen Leib zu spüren. Ich fühlte mich in meiner Berufsausübung gemobbt, sah mich laut verunglimpft, gar als *Neonazi* verdächtigt. Nach der Wiedervereinigung hörte der Spuk schlagartig auf.

Erst zehn Jahre später erfuhr ich, warum. In Hubertus Knabes Untersuchung *Die unterwanderte Republik* konnte ich nachlesen, dass sich ein Vater aus der Elternschaft meiner Klasse im Jahr 1966 für die Staatssicherheit der DDR verpflichtet hatte.¹

Zurück zu meinem ersten Heimatbesuch Ende Juni 1989. Wir fuhrten mit unserem Diesel aus Richtung Berlin über Müncheberg und Seelow, nicht ohne Zwischenstopp, um einen Blick auf den Ort Jahnsfelde zu werfen. Hier waren Jahrhunderte lang die berühmten Pfuels zu Hause gewesen. Einer von ihnen, ein Freund des Dichters Heinrich von Kleist, hatte es zum preußischen Ministerpräsidenten gebracht.² Der 1945 enteignete letzte Besitzer Curt Christoph von Pfuels wohnte bis zu seinem Tod in unserem Bonner Haus zur Miete.

In Dolgelin bogen wir ab in die Straße nach Sachsendorf. Diese letzte Strecke fuhr ich im Schrittempo, würde sie auch für alle Zukunft im Schrittempo fahren, wann immer mich der Weg in mein Heimatdorf zurückführen sollte. Dieser sich schlängelnde Hohlweg durch die Dolgeliner Berge, über den alten Bahndamm, bis schließlich in der sich öffnenden Ebene links und rechts die Felder meines Vaters

sichtbar werden, ist für mich der denkwürdigste, bedeutungsschwerste Weg der Welt. Manchem alten Sachsendorfer mag es ähnlich gehen; denn das war die Straße, auf der sich am 5. Februar 1945 der große Sachsendorfer Treck – 50 Gespanne, 395 Menschen – nach Westen gewälzt hatte, eine blühende Wirtschaft hinter sich lassend.

Was würden die damals Geflüchteten, sofern sie nicht unterwegs den Tod gefunden hatten oder in Gefangenschaft geraten waren, vorfinden, wenn sie hierhin zurückkehrten? Vor der kümmerlichen Kate, die man auf den Grundmauern unseres von den Kommunisten abgerissenen Wohnhauses, wohl zu Büro Zwecken, errichtet hatte, sitze ich lange auf einer Bank, von der aus man die Dorfstraße hinunterblicken, aber auch rechter Hand in den Gutshof schauen kann. Aus den in den letzten Kriegstagen völlig niedergebrannten Scheunen und Stallungen sind teils aus den Ziegelresten ein paar niedrige, mausgraue Schuppen erstanden, vor denen ein Halbdutzend LPG-Landmaschinen auf Reparatur warteten. Weit und breit kein Stück Vieh. In den Türen lauernde Menschen. Keiner kommt, mich anzusprechen. Hatte der Pfarrer, bei dem wir übernachteten, also Recht? Gab es gar keine alten Sachsendorfer mehr? Und kannten die nach Kriegsende überwiegend aus Rumänien neu angesiedelten Deutschen die ehemaligen Besitzer nur noch vom Hörensagen?

Wir machen mit der Frau des Sachsendorfer Pfarrers einen Ausflug in die Umgebung. Wir besuchen Lebus, machen Halt am Oderufer. Wo immer wir uns hin begeben, verfolgt uns in gemessenem Abstand ein fremdes Motorrad. Stellen wir uns ans Oderufer, steigt, 50 Meter von uns entfernt, der Motorradfahrer gleichfalls ab, lehnt sich an die parkende Maschine und schaut wie wir nach Polen hinüber. Wir verbringen noch eine Nacht im Pfarrhaus, reisen weiter nach Eisenhüttenstadt, von dort nach Bonn zurück.

Zweiter Heimatbesuch

Ein gutes Jahr später. Deutschland ist wiedervereinigt. Ich erhalte Post von der Sachsendorfer Bürgermeisterin. Sie lädt mich ein, zum 625. Jahresjubiläum des Ortes über den letzten Besitzer von Gut Sachsendorf einen Vortrag zu halten. Erneute Anreise mit Frau und Sohn,



Sachsendorf im Oderbruch – Hofeinfahrt mit Gutshaus und Kirche.

Übernachtung wiederum im Pfarrhaus. Doch welcher Unterschied im Vergleich zu meinem ersten Besuch! Kaum trete ich auf die Straße, schon kommen die Leute aus den Häusern. Einige nennen mich beim Vornamen, kennen mich noch aus dem Kindergarten. Sie fragen nach den älteren Geschwistern, auf deren Ponywagen sie gesessen hatten, mit denen sie in die Schule gegangen waren, in der Strohscheune getobt hatten.

Auf der Straße schleicht ein fabrikneuer PKW mit der Aufschrift *Märkische Oderzeitung*. Ihm entsteigen zwei junge Leute. Ich drücke mich mit meinem Jungen an den Häuserwänden entlang. Vergebens. Die Journalisten haben uns längst entdeckt. Was sie uns fragen, ist freundlich, mitfühlend, ohne Fallen, wie man es von westlichen Reportern gar nicht gewohnt ist.³ Als sie mich mit meinem Sohn vor der alten Schule fotografieren wollen, kommt eine Frau in Jeans herausgeschossen: »Sie wollen hier fotografieren? Weisen Sie sich erst mal aus!« Eine Sachsendorferin zischelt mir zu: »'ne alte FDJ-Führerin kann eben

aus ihrer Haut nicht raus. Was mein'se, wie stark die PDS hier noch ist! Äcker kahl, Leute arbeitslos. Sie glauben gar nicht, wie hier geschimpft wird!« Ich denke an die Abendveranstaltung. »Sie müssen mit Zwischenfragen rechnen«, warnt mich der Pfarrer, »wappnen Sie sich!«

Wir begeben uns am Abend in das Kulturhaus. Man hatte wenige Jahre nach dem Krieg ein Areal des Gutsarkes abgeholzt, um es dort zu errichten. Der Saal knüppelvoll – 120 Personen? 150? Das an einem Montag! Zunächst hat Pfarrer Dr. Krüger das Wort, er referiert über die Geschichte des Dorfes. Das recht ausführlich. Würde das Publikum für einen zweiten Vortrag überhaupt noch aufnahmefähig sein? »Keine Sorge«, tuschelt mir jemand zu, »den Pfarrer können wir jeden Sonntag hören, gekommen sind wir Ihretwegen.« Es gibt eine Pause. Um einen Tisch bilden sich Menschentrauben. Dort sind Sachsendorfer Fotos ausgelegt. Ich hatte sie kopieren und vergrößern lassen. Mein zehnjähriger Sohn verbessert jemanden: »Das ist kein Schloss, das ist ein Gutshaus!« Gutmütiges Schmunzeln. Für die Sachsendorfer ist das 20 Jahre nach dem Krieg von den Kommunisten plattgemachte Wohnhaus der enteigneten Besitzer ein Schloss gewesen. Man mustert mich von der Seite, wirft dann wieder einen Blick auf das Foto meines Vaters. Nickt zustimmend.

Die Bürgermeisterin klatscht in die Hände. Der Gast aus dem fernen Bonn ist dran, blickt in viele ältere Gesichter. Sie werden sich an das Kriegsende noch erinnern. Also beginne ich mit dem Heimattreck. Obwohl damals sechs Jahre alt, habe ich den 5. Februar 1945 noch lebendig vor Augen. Erwachsene behaupteten seinerzeit von mir, ich sei unter den fast 400 Treckenden das einzige strahlende Gesicht gewesen. Das entsprach sicherlich der Wahrheit. Bereits die Tage zuvor war ich vergnügt umhergesprungen. Das lag an dem allgemeinen Durcheinander. Die großen Leute, ganz mit sich beschäftigt, hatten keine Zeit mehr, kleine Jungs zu maßregeln. *Fräulein Lisa*, das Kindermädchen, mein Feldwebel, hatte rigorose Grundsätze: »Bei Tisch Hände falten! Nicht ungefragt quatschen. Keine Widerworte!« In *Fräulein Lisas* Gegenwart – sie schlief in meinem Kinderzimmer – sich nicht den Rotz hochziehen! Das Wort *Scheiße* durfte man nicht einmal denken ... Jetzt

sah ich meinen Anstandspolizisten ziemlich aufgelöst, mit zerzausten Haaren über den Hof hasten. Keine Zeit für den Knirps. Ich hatte frei! Konnte hinlaufen, wohin ich wollte. Als am Morgen des 5. Februar der Treck losging, jubelte es in mir: »Hurra, endlich gibt es was zu erleben!«

Meine älteren Geschwister heulten, als unser Wagen durchs Hoftor rumpelte. Sie wussten, was auf dem Spiel stand. Bei meiner bald 14-jährigen Schwester mochte noch eine zweite Ursache eine Rolle gespielt haben. Sie hatte, wie sie mir sehr viel später gestand, ihr Herz an André verloren, einen der französischen Kriegsgefangenen, die auf Vaters Gut überwiegend als Gespannführer eingesetzt waren, Das hatte am Feierabend vor dem Pferd stall ein Geflachse und Getobe gegeben mit fliegenden Reisigbesen und Wasser verspritzenden Bleheimern! Bruder und Schwester konnten von dem Gedalbere mit dem lustigen Franzosen gar nicht genug kriegen. Das war nun für immer vorbei ...

Die Wahrheit über den Sachsen dorfer Treck

Kommunistische Zeitungen meldeten nach dem Krieg über Sachsen dorf: Die *Herrschaft* sei »mit Sack und Pack in den Westen geflüchtet, ohne sich um die eigenen Leute zu kümmern«. ⁴ Mit dieser Meldung beginne ich meine Ausführungen. Wie sah es mit der Wahrheit aus? Der Gutsbesitzer war nicht nur bei seinen Leuten geblieben, er war mit dem ganzen Dorf viel zu spät losgetreckt. Die Rote Armee hatte bereits die Oder überquert, stand, nur zwei Dörfer entfernt, in Reitwein. Räumungsbefehl war nicht erteilt worden, ohne diesen durfte nicht aufgebrochen werden. Das war aber nicht das Hauptproblem. Dörfer in der Neumark waren ohne Räumungsbefehl losgezogen – zu spät! Der eigentliche Grund für den verzögerten Aufbruch war, dass der Gutsbesitzer viel zu sehr an der Heimat hing. Er konnte sich an den Gedanken, Sachsen dorf verlassen zu müssen, einfach nicht gewöhnen. Er klebte an seinem Grund und Boden.

Darum sind meine Eltern in all den Jahren so gut wie nie länger verreis t. Sie kannten weder die Dolomiten noch Mallorca noch das Schwarze Meer. Hin und wieder vergnügte man sich sommers ein paar



Hans-Adolf Schmelzer von 1928–1945
letzter Besitzer von Gut Sachsendorf,
Vorwerk Werder und Lehngut Hathenow.

Tage an der Ostsee. In ganz jungen Jahren hatte der Rathstocker Stiefvater dem Erben von Sachsendorf einfach verordnet, eine Kreuzfahrt durchs Mittelmeer anzutreten. Von dieser Reise, die ihn bis an die Jerusalemer Klagemauer geführt hatte, gestand er mir einmal: »Eigentlich ist das ja alles Fremde. Man selbst gehört nirgends hin, und dann der ganz andere Menschenschlag ... Ich war froh, als ich wieder Oderbruchboden unter meinen Stiefelsohlen hatte!«

Über den Dorftreck selbst hatte die kommunistische Zeitung *Der freie Bauer* berichtet: »Ihre Landarbeiter mussten alles fortschleppen, was nur die Wagen hielten und die Pferde zogen. Das Volk dagegen durfte nur 15 kg Habe mitnehmen. So sah die Volksgemeinschaft aus.«⁵ Mein Vater hat auf dem Treck Tagebuch geführt, so dass wir heute noch genau wissen, wie sich die Wochen zwischen dem 20. Januar und dem 29. April 1945 (dem Tag der Gefangennahme) im Einzelnen für die Sachsendorfer abgespielt haben. Meines Wissens dürfte er einer der ganz wenigen, wenn nicht sogar der einzige Gutsbesitzer in Kreis Lebus gewesen sein, der seine Leute auf dem Treck bis zum bitteren

Ende begleitet hat. Für ihn waren Heimat und ihre ihm anvertrauten Menschen das Wichtigste. Und so schwer ihm der Abschied von Haus und Hof fiel, hatte er doch die Flucht bis ins Kleinste durchgeplant und vorbereitet.

28 Pferde (die besten Gespanne waren von der Wehrmacht eingezogen) und 18 mit Ochsen bespannte Ackerwagen wurden gerüstet. Jedem Fuhrwerk wurden sechs bis acht Personen zugeteilt. Gepäck durfte nur sparsam geladen werden, damit Platz für Viehfutter und Lebensmittel für 14 Tage blieb. In dieser Zeit hoffte mein Vater mit dem gesamten Zug bis jenseits der Elbe zu gelangen, wo er auf befreundeten Gütern Aufnahme finden wollte. Die Gespanne mussten, sobald sie die ihnen zugewiesenen Leute aufgeladen hatten, auf den Hof zurückkehren, um dort vorbereitete Beutel mit Viehfutter, Zucker, Erbsen, Mehl, Kohlen ... zu laden, womit jede Fuhre entsprechend ihrer Insassenzahl versehen wurde.⁶ Dass die Familie des Gutsbesitzers keine Extrawurst bekam, weiß ich aus der eigenen Erinnerung. Wir drei Kinder teilten den Planwagen mit der Gutsschlosserfamilie Andree sowie Leuten aus Werder.

Die Aufzeichnungen meines Vaters lauten hierüber so: »Da nun der Entschluss gefasst war, gingen wir über Nacht daran, unsere Habe zu packen. Uns stand ein plan- und teppichüberdachter Ackerwagen zur Verfügung, vom Ukrainer Iwanitzki gefahren. An diesen Wagen wurde das Auto gehängt, gesteuert von Paul Böhme. Dazu wurde ein kleiner, leichter Proviantwagen mit Russenpferdchen bespannt, den zu fahren Heini Schmidt übernommen hatte. Meine Frau und Lisa K. sollten den mit dem Braunen Fritz bespannten Einspannerwagen benutzen und die Hunde Asta und Nixe an sich nehmen. Chauffeur Müller bespannte mit den beiden Füchsen den Landauer, in welchem das Kinderfräulein Margot Rielke mit drei Kindern meiner Schwägerin Annelise (aus Westpreußen) Platz finden sollten. Ich selbst wollte das Reitpferd besteigen, damit auch dieses gerettet würde.«⁷

Unterwegs wird der Treck von einem Radfahrer, einem Beamten vom Landratsamt, angehalten und buchstäblich zusammengebrüllt. Habe der Gauleiter doch eisern angeordnet: »Gau Brandenburg treckt

nicht!« Wie sich später herausstellte, hatte sich jener selbst längst über alle Berge davongemacht.

Da es dem Sachsendorfer Treck strikt verboten war, den Landkreis Lebus zu verlassen, zog man Richtung Fürstenwalde in den äußersten Südwestzipfel und blieb in Alt-Madlitz hängen. Dort lag man fest bis in den April, wo der sowjetrussische Großangriff und endgültige Durchbruch nach Berlin erfolgten. Für den Gutsbesitzer und viele seiner Leute war das insofern tröstlich, als man noch wochenlang Verbindung mit dem Heimatort unterhalten konnte, ja anfangs täglich dorthin zurückfuhr, um zu retten, was noch zu retten war. Schon am ersten Fluchttag begab sich mein Vater, meiner Mutter die Leitung des Trecks überlassend, in Begleitung von *Fräulein Lisa* von Dolgelin aus nach Sachsendorf zurück. Er fand den Ort tot vor, den Gutshof von der eingerückten Wehrmacht verwüstet, das Wohnhaus ausgeplündert. Erfreulich allein, dass die zurückgebliebenen *Zivilpolen*, ohne dass sie jemand dazu aufgefordert hätte, Wasser aus den Gräben geholt, das in den Ställen zurückgelassene Vieh getränkt und versorgt hatten. Immerhin hatte man 2 000 Schafe, 350 Rinder, 300 Schweine und jede Menge Kleinvieh herrenlos zurücklassen müssen.

Eine regelrechte Futterabfuhr nach Madlitz wurde eingerichtet, Nahrungsgüter wie gedroschenes Getreide fortgeschafft. Überdies sorgte der Gutsbesitzer dafür, dass allen 385 Teilnehmern des Trecks regelmäßig die ihnen zustehende Menge an Fleisch aus Schlachtungen und Butter aus dem Ertrag der Kühe ausgegeben werden konnte. Da die Dresdner Bank mit den Gutskonten längst aus Frankfurt (Oder) verlegt worden war, versuchte mein Vater durch Vermittlung des Landrates über die Kreissparkasse Geld zu beschaffen. Auf die Weise konnte er seinen Mitarbeitern selbst in diesen schweren Wochen die Löhnung auszahlen.

Mein Vater wusste aber auch, was er an seinen Leuten hatte. Der Einsatz, den viele in diesen Tagen, oft unter großer Lebensgefahr, leisteten, um kostbare Güter vor der Vernichtung zu retten, war atemberaubend. Er schreibt darüber: »In dieser Zeit der Not und Bedrängnis sieht man so recht, wer von den eigenen Leuten bereit ist,

sich für den Betrieb einzusetzen. Als besonders tüchtig erweist sich Aufseher Kaul, der immer tätig ist und mit viel Fleiß und Umsicht die Belange des Betriebes in Madlitz [dort waren die Gespanne zur Feldarbeit eingesetzt] sowie die Bergungsarbeiten in Sachsendorf beaufsichtigt. Auch Aufseher Neitsch bewährt sich durch Umsicht und Fleiß sowie Zuverlässigkeit bei seiner Tätigkeit in Sachsendorf. In Madlitz und [Vorwerk] Wilmersdorf bewähren sich Henschke und Aufseher Wilhelm Schulz sowie Paul Böhme als immer einsatzbereite und umsichtige Menschen, die meine Frau bei der Betreuung der Leute immer gut unterstützen.« Es gibt in den Aufzeichnungen sogar eine Auflistung von Vieh und Nahrungsgütern, die von wagemutigen Menschen oft bei Nacht unter Tieffliegerbeschuss aus Sachsendorf, dessen Hofscheune durch einen Bordwaffentreffer tagelang wie eine Fackel lichterloh brannte, herangeschafft wurden: 2 000 Zentner Weizen, 1 170 Zentner Gerste, 1 000 Zentner Gemenge, 550 Zentner Winterweizen, 270 Zentner Wintergerste, 520 Zentner Hafer, 1 350 Zentner Erbsen. An Vieh: weit über 1 000 Schafe, fast 200 Rinder, 300 Schweine sowie Enten und Gänse.

Dergleichen konnte der Gutsbesitzer natürlich nur in die Wege leiten. Bewerkstelligt haben es die Sachsendorfer Menschen durch unzählige Beweise persönlicher Tapferkeit und großen Opfermuts, für die damals keine Orden verliehen wurden. So führte zum Beispiel der Schäfermeister Schüler, jederzeit feindlicher Tiefflieger gewärtig, in zwei Tagen eine Herde von 850 Tieren aus Sachsendorf 30 bis 40 Kilometer weit in ein Madlitzer Vorwerk, ohne einen einzigen Verlust. Tage später traf die Herde aus Werder mit 650 Schafen ein, ohne einen einzigen Verlust. Als man in Madlitz schon zur Flucht rüstete, in der Nähe von Sachsendorf die ersten Russen auftauchten, notierte mein Vater in seinem Tagebuch: »Über Nacht hat Schlosser Behnisch mit Ernst Böhme per Trecker den Dreschkasten aus Sachsendorf herausgeholt.«⁸

Wie entsetzlich es für den Gutsbesitzer auch gewesen sein mochte, eigene Ställe und Scheunen in nächster Nähe in Flammen aufgehen zu sehen, erfüllte ihn doch immer wieder der Zusammenhalt der Men-

schen auf dem Treck, ihre Hilfsbereitschaft, ihre Treue, ihr Zusammenstehen mit ihrem Chef. Das zeigte sich besonders, als dieser im April zum Volkssturm einberufen wurde. Er schreibt: »Meine Leute sind zum Kreisbauernführer, um meine Einberufung rückgängig machen zu lassen, da sie sich ohne mich schutzlos fühlen.« Am 14. April verzeichnet er: »Das Wehrmeldeamt ruft mich zum 16.4. ein. Meine Leute sind entsetzt, man möchte sagen – unglücklich. Aufseher Kaul ist von sich aus auf verschiedenen Dienststellen, um mich frei zu bekommen, doch ohne Erfolg. Gegen Abend kommt Landrat Kreuzberger zu mir, um mir mitzuteilen, dass er auf erneutes Drängen meiner Leute sich nochmals bemüht habe, meine Einberufung zurücknehmen zu lassen. Er habe einstweilen nur einen Aufschub bis zum 21. April erreichen können.«⁹

Als auch in Madlitz Militär angerückt ist, Schützengräben ausgehoben sind – zwischen Rathstock und Sachsendorf liegen bereits 17 zerschossene sowjetische Panzer –, werden in den letzten Märztagen Frauen und Kinder verladen und ins Havelland geschafft. Erst jetzt macht sich mein Vater Gedanken über den Verbleib der eigenen Familie. Dass er selbst seine Leute niemals verlassen würde, stand für ihn fest. Auch meine Mutter versuchte nie, ihn davon abzubringen. Es gelingt, ein leer in den Harz fahrendes Wehrmachtsauto aufzutreiben, das meine Mutter, uns Kinder, unsere Kochfrau und das Stubenmädchen Ella mit etwas Habe, ein paar Vorräten ins Magdeburgische schafft. Der auf 30 Fuhrwerke zusammengeschmolzene Sachsendorfer Treck zieht am 20. April Richtung Spreewald, wo man in den russischen Kessel gerät. Was sich mein Vater in den letzten drei Tagen vor der Gefangennahme notierte, lese ich im Kulturhaus den versammelten Zuhörern vor:

»27. April – Da der Aufenthalt hier wegen fast ununterbrochenen Beschusses, dem das Zugvieh ungeschützt ausgesetzt war, immer unerträglicher wurde, versuchten wir abends gegen 21 Uhr weiterzuziehen. Da die 2 km entfernte Brücke, die benutzt werden musste [um dem sich schließenden Kessel noch zu entweichen], kurz ehe wir sie erreichten, zerschossen wurde, scheiterte dieses Unternehmen. Viele,

viele militärische und zivile Fahrzeuge stauten sich an der zerstörten Brücke und rasten wild auseinander, als einige Panzergranaten zwischen sie fuhren. Schreiende Menschen, sich bäumende Pferde, brechende Deichseln, umstürzende Wagen boten ein Bild wüsten Durcheinanders. Der Beschuss setzte aus, alles entwirrte sich und kehrte zum Ausgangspunkt zurück.

28. April – Der Beschuss nahm wesentlich zu, so dass noch während der Dunkelheit die Bunker schleunigst verstärkt wurden. Auf unerklärliche Weise war der alte Hermann Schirm mit seinen Pferden spurlos verschwunden, während sein Treckwagen noch im Walde bei uns stand. Alles Suchen war vergebens. Gegen Abend erging durch Militärs die Aufforderung, um 20 Uhr an bestimmter Stelle zu sein, um auf einer durch Panzer freigekämpften Passage den Ausbruch aus dem Kessel zu erreichen. Bei Dunkelheit trafen wir an jener Stelle ein. Es wurde angeordnet, dass die Fahrzeuge stehen zu bleiben hätten und der Weitermarsch zu Fuß anzutreten sei. Da es sehr zweifelhaft erschien, ob der Ausbruch gelingen und dann am kommenden Tage die Gefangennahme durch die Russen zu erwarten sein würde, baten mich meine Leute dringend, mich vom Treck zu entfernen, da sie Sorge hatten, die Russen würden mich als Gutsbesitzer erkennen und totschiessen. Die älteren Leute trauten sich einen größeren Fußmarsch nicht zu, blieben bei ihren Wagen und kehrten auf den Lagerplatz zurück. Die übrigen tauchten in den Strom Tausender von Fußgängern unter, der sich durch den Wald wälzte.

In meiner Nähe blieben Schlossermeister Behnisch, der aber auch bald abgedrängt wurde, Lisa K., Gerda Schulz [das Gutsküchenmädchen], Mutter und Schwester. Nach etwa einer Stunde Marsch gerieten wir in heftigen Beschuss durch Leuchtspurmunitie allmöglicher Art. Der ganze Zug stob, Deckung suchend, in die Schonung auseinander.

29. April – Die Marschkolonne war völlig zerstört und in einzelnen Teilen liegen geblieben. Der Ausbruchversuch war völlig gescheitert. Einzeln oder in kleinen Gruppen versuchte man weiterzuwandern, soweit das bei allorts anzutreffendem heftigem Beschuss möglich war, bis alle nach und nach in russische Gefangenschaft gerieten.«¹⁰

Wiedersehen in der Heimat nach dem Krieg

Der freie Bauer berichtete, die das Ende der Flucht überlebenden Sachsendorfer seien nach der Kapitulation am 8. Mai 1945 in ihr Heimatdorf zurückgekehrt, um es wieder aufzubauen – bis auf die *Herrschaft*. Diese sei in den »rettenden Westen gezogen, um dort als Gutsbesitzer weiterhin ungeschoren Lohnsklaven auszupressen«. ¹¹ Dass das nicht der Wahrheit entsprach, zeigt schon der am 29. April zu Ende gegangene erste Akt der Tragödie.

Was geschah nun in Akt 2 – Gefangennahme? Die Russen schlugen den Gutsbesitzer von Sachsendorf nicht tot. Sie zogen ihm als erstes die Stiefel aus, sperrten ihn darauf in einen Keller. Dieser besaß einen Fensterschacht, so dass die beiden jungen Frauen, die ihn bis zum Schluss begleitet hatten, mit ihm Kontakt aufnehmen und Nahrungspäckchen hinunterwerfen konnten. Auch muss er ihnen noch vor der Gefangennahme das Notizbuch anvertraut haben, aus dessen Quelle ich bis jetzt schöpfen konnte. Die Verhöre verliefen für ihn unblutig, man misshandelte ihn nicht. Möglicherweise lag das daran, dass er den Russen keine Märchen über sich erzählte, vielmehr ohne weiteres zugab, dass er Eigentümer eines größeren landwirtschaftlichen Betriebes gewesen und mit den Leuten, die er dort beschäftigt hatte, bis in den Spreekessel gezogen war. Was er nicht verhindern konnte, war, dass man ihm eine Uniform anzog und ihn, der nie Soldat gewesen war, nun als Kriegsgefangenen führte. Lange Fußmärsche von einem Lager in das andere, miserable Ernährung setzten seiner ohnehin nicht starken Gesundheit zu. Als man ihn im August einem Gefangenen-transport nach Russland zugeteilt hatte, konnte er einen der deutschen Wachmänner durch große Versprechungen dazu überreden, dass man ihn in Frankfurt (Oder) als Todkranken auf dem Schotter liegen ließ. Er war in Freiheit. In seinem jämmerlichen Gesundheitszustand muss eine Frau den völlig Hilflosen die ersten Tage bei sich aufgenommen haben. Halbwegs wieder zu Kräften gekommen, trat er schon nach wenigen Tagen zu Fuß den Heimweg nach Sachsendorf an.

Er erzählte uns Söhnen später von einer Zigeunerin, die habe ihm unterwegs aus der Hand gelesen und prophezeit, er werde auf dem

Sachsendorfer Gutshof als erstes seine Frau wiedertreffen. Ein völlig abwegiger Gedanke, wusste er doch seine Familie südlich Magdeburg in einem Bördedorf ... Als er am 25. August 1945 durch das Sachsendorfer Hoftor tritt, begegnet er wahrhaftig als erstes – seiner Frau. Sie hatte sich in Begleitung des Stubenmädchens Ella ostwärts auf die Suche nach ihm begeben, hatte in den verschiedenen Lagern bei dem jeweils ortsansässigen Pfarrer nach Totenlisten verlangt, da sie nicht glaubte, dass unser Vater noch am Leben sei. Nachdem nichts zu erfahren war, schlugen sich die beiden Frauen bis nach Sachsendorf durch, um zu erkunden, wie es dort aussah und was es daselbst vielleicht noch zu retten gab. Da die Ernährungslage im Oderbruch katastrophal war, kehrten die beiden Frauen nach kurzem Wiedersehen ins Magdeburgische zurück.

Der heimgekehrte Gutsbesitzer meldet sich beim zuständigen sowjetischen Kommandanten. Der bedeutet ihm in gebrochenem Deutsch: »Ist dein Besitz und musst du wieder bestimmen, was Leute arbeiten, und kontrollieren.«¹² Davon wollen die mit der Leitung des Gutsbetriebs betrauten Kommunisten aber nichts wissen. Dennoch begegnen sie dem Zurückgekehrten freundlich. Der kommunistische Bürgermeister Paul Böhme, früher Dampfpflugführer auf dem Gut, versorgt ihn mit Arbeit und einer Lebensmittelkarte, ja lässt ihn – das Dorf ist zu 80 Prozent zerstört – fürs erste bei sich im Hause wohnen. Die Menschen freuen sich, dass der ehemalige *Chef* zurückgekommen ist. Bei Dunkelheit bringen sie ihm Milch, Butter, Kartoffeln, Tabak, obwohl sie selbst hungern.

Er erlebt, wie das ganze Dorf im Esszimmer des früheren Gutshauses mit Theaterschwank und Tanzmusik Weihnachten feiert und berichtet darüber der fernen Familie: »Glaubt Ihr, es wäre besser gewesen, die Leute hätten Weihnachten in ihren dunklen, kalten Kellern gehockt, um über alte Zeiten und verlorene Angehörige nachzugrübeln? Hier konnten sie sich müde tanzen und am nächsten Tag ausruhen. Auch ich habe getanzt und mich über die Leute gefreut, die endlich wieder gelacht haben.«¹³

Er trifft auf viele Flüchtlinge aus dem Osten, Rumäniendeutsche, die im Dorf neu Fuß fassen sollen. Sie hausen in Viehställen und haben

auf seinem Grund und Boden gesiedelt. Sie fragen den früheren Besitzer um Rat, wie sie den schweren Acker behandeln und düngen sollen; denn es stellt sich schnell heraus, dass er mehr von Landwirtschaft versteht als die Funktionäre der Siedlergemeinschaft. Da er keine Parzelle zugeteilt bekommt, lässt er sich ein wenig Gartenland geben, auf dem er Gemüse, Tabak und Blumen zieht. Das ganze Dorf bewundert diesen Garten, weil nirgends die Beete so gut tragen, kein Stück Land weit und breit so mustergültig gehalten ist. Neun Monate bleibt der enteignete Gutsbesitzer in seinem Heimatdorf, obwohl die ihm von oben zugeteilte Arbeit lebensgefährlich ist: Minenräumen.

Schon im Frühherbst 1946 ist der von sachkundigen Parteileuten verwaltete Gutsbetrieb so heruntergekommen, dass er an die Besatzungsmacht das Ablieferungssoll nicht erfüllen kann. Die Verantwortlichen werden von dem angereisten Kommandanten eigenhändig verprügelt, der ehemalige Besitzer ausgewiesen; denn die Leute, die für den Winter eine Hungersnot befürchten, wollen wieder unter ihm arbeiten.

Laut Meldung der SED-Presse hat es sich der heimatlos gewordene Gutsbesitzer »unter dem Schutz Adenauers und der Amerikaner im Westen wohlsein lassen und daselbst ungestört Lohnsklaven ausgepresst«. Was ist von dieser Nachricht zu halten? In der Tat floh der ausgewiesene Gutsbesitzer, um einer Abkommandierung in den sächsischen Uranbergbau zu entgehen, ins Rheinland. Dort fand er in einer frischgegründeten Stahlfensterfabrik einen Job als Hilfsarbeiter. Als Landwirt nirgends gebraucht, musste er ohne Rücksicht auf körperliche Eignung jede Arbeit annehmen: Sauerstoffflaschen ausladen, Nieten bohren, Metall entrostern, verbogene Stahlschienen richten ... Erst als die Belegschaft wuchs, durfte er im Büro aushelfen. Fleiß, Zuverlässigkeit, Redlichkeit trugen ihm so hohes Ansehen ein, dass ihn die Firmenleitung schließlich mit der Lohnbuchhaltung betraute. Immer mehr Lehrlinge und Hilfskräfte arbeiteten unter seiner Anleitung. Trotzdem war die Last der Aufgaben, die auf ihn fiel, unter einer 70-Stunden-Woche nicht zu bewältigen, zumal ein Zweigwerk entstand, für das er gleichfalls die Löhnung zu besorgen hatte. Den-

noch verdiente der enteignete Gutsbesitzer so wenig, dass er ohne Ganztagsbüroarbeit seiner Frau die Familie gar nicht hätte ernähren können. Zwar leitete er in Eigenverantwortung eine ganze Büroabteilung, hatte obendrein die Führung der Kasse übernommen, dennoch wurde er nach wie vor als ungelernete Hilfskraft bezahlt, ohne dass sich daran etwas änderte.

Was also die SED-Zeitung zu Unrecht über den Gutsbesitzer behauptet hatte, das erfuhr er am eigenen Leib: Seine Arbeitskraft wurde schamlos ausgebeutet. Diesen Punkt verschweige ich meinen Zuhörern, weil ich sie für die Zukunft nicht entmutigen will, auch verdient solche Erfahrung keine Verallgemeinerung.

»Gutsbesitzer« kehrt in die Heimat zurück

Mein Vortrag hatte über eine Stunde gedauert. Im Saal nicht ein Muckser. In den Augen der Älteren Tränen. Viele kommen auf mich zu, schütteln mir die Hand: »Genauso war's, wir wissen es. Ihr Vater hat uns beraten, wie wir unseren Acker bestellen sollten ...« Unter den Zuhörern auch viele Jüngere. Mit großen Augen, sprachlos. Wann hatten sie jemals eine solche Lebensgeschichte über einen *Gutsherrn* gehört! »Kommen Sie zurück? Ist doch alles Ihr's. Und was die hier draus gemacht haben, ist doch alles nischt.«

Mein *Zurückkommen* beschränkte sich bis heutigentags auf die Pflege von Kontakten mit noch lebenden alten Sachsendorfern sowie auf gelegentliche Besuche in der Heimat. Das Gehalt eines Oberstudienrates reicht zu einer kostspieligen Pacht nicht aus, erst recht nicht für den Rückkauf väterlichen Bodens. Eine Rückerstattung auch nur eines kleinen Teils davon blieb den Nachkommen per Gesetz verwehrt.

Was das Verhältnis des letzten Eigentümers zu den Nationalsozialisten betrifft, so drohte ihm vor Kriegsende ein Prozess. Zur angesetzten Gerichtsverhandlung kam es nur deswegen nicht, weil sich in Riesenschritten der totale Zusammenbruch näherte. Der Prozess sollte folgende Anklage enthalten: Es war obersten Stellen zu Ohren gekommen, dass der Besitzer Gut Sachsendorfs sowohl französischen als auch russischen und polnischen Kriegsgefangenen, die in ansehn-

licher Zahl auf seinem Betrieb arbeiteten, die gleiche Fürsorge und gleiche Zuteilung an Lebensmitteln und Kleidung zukommen ließ wie einheimischen Gutsangestellten.

Als 1995, 17 Jahre nach meines Vaters Tod, meine Mutter gestorben war, bedrängten mich Verwandte, alte Freunde, einen längst gefassten Vorsatz endlich wahrzumachen, die Urnen beider Eltern nach Sachsendorf umzubetten. Die Grabmäler des Baath-Schmelzerschen Erbegräbnisses waren zwar durch zwei Granattreffer beschädigt worden, aber sonst erhalten geblieben, ihre Gräber von Bewohnern des Dorfes all die Jahrzehnte hindurch liebevoll gepflegt worden. Ich begab mich nun häufig nach Sachsendorf, um die Umbettung in die Wege zu leiten. Dazu gewann ich den Libbenichener Pfarrer Olaf Schmidt, der in jener Zeit die Gemeinde Sachsendorf betreute. *Gutsbesitzer kehrt zurück nach Sachsendorf* titelte die Märkische Oderzeitung das Ereignis am 28. April 2000. Der Pfarrer hielt eine würdige Feier. Der in den Grabstein gemeißelte Fontane-Spruch schien mir dem Toten auf den Leib geschrieben: »Der ist in tiefster Seele treu, / Wer die Heimat liebt wie du«.

Aus allen Teilen Deutschlands, aus Städten und Dörfern des Umkreises waren die Menschen gekommen. Verwandte, alte und neue Nachbarn, Freunde, ehemalige Angehörige der Schmelzerschen Betriebe. »Wir waren ihm das schuldig«, erklärten sie, wenn man sie darauf ansprach. Aber auch solche waren gekommen, die die Schmelzers nur vom Hörensagen kannten. Denn zwei Figuren waren längst Legende geworden – der alte Amtsrat und der, dessen Urne in die Erde gesenkt worden war. Man brauchte nur in Seelow aufs Amt zu gehen, schon fing ein junger Kerl zu erzählen an: »Dieser Amtsrat, das war ein Kerl! Ließ sich übers Feld fahren. Wehe auf dem weiten Acker entdeckte der auch nur ein Hälmchen Unkraut. Halt! Aussteigen! Das Pflänzchen rausgerupft!« Oder die Geschichte von dem letzten Besitzer. Eine Dorfbewohnerin will es selbst mit angesehen haben: »Raus aus dem Gefangenenlager, kehrt er gleich auf seinen Hof zurück. Was tut sein alter Gutsschlosser, pfeift ihn vom Hof runter ...«. Legenden, wie gesagt. In Wahrheit hat der damals Heimgekehrte über die Behandlung



Dungfahren auf dem Sachsendorfer Gutshof.

durch die von den Sowjets eingesetzten neuen Chefs nicht zu klagen gehabt. Er wurde vom Hof nicht verjagt, er durfte sogar dort wohnen.

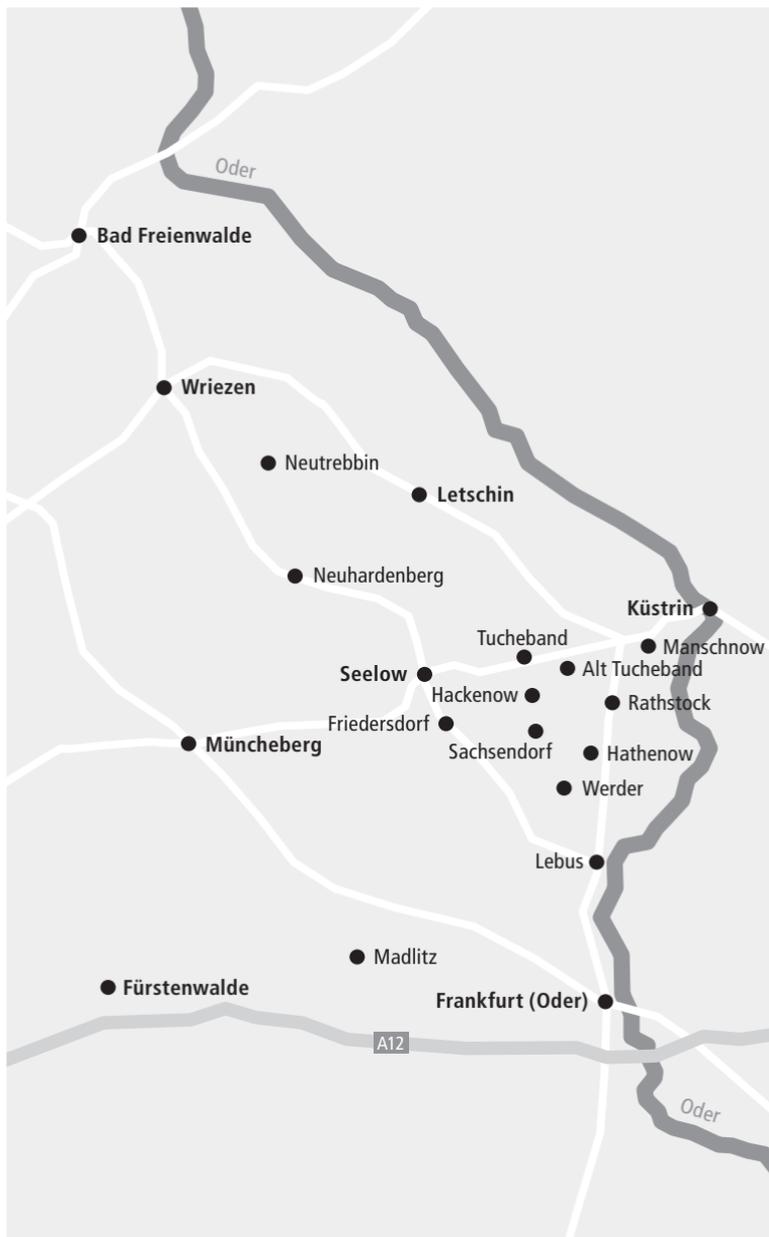
Die rege, mich selbst ergreifende Anteilnahme bei der Beisetzung des letzten Gutsbesitzers ermutigte mich dazu, zwei Jahre später im erhalten gebliebenen Pfarrhaus seinen 100. Geburtstag feiern zu lassen. Frauen aus dem Dorf bereiteten die Tische, kochten Kaffee, backten Kuchen. Es wurde mir mit meiner Lebenspartnerin gestattet, ein kleines Museumszimmer einzurichten, dessen Wände wir mit vergrößerten Fotos ausschmückten. Die Sachsendorfer selbst schleppten alte bäuerliche Gerätschaften herbei – Butterfass, Zaumzeug, Pferdekuhm, Sense, Kartoffelkralle ... Alte Nachbarn, manche wieder ansässig, kamen zu der Feier – Frau von der Marwitz, Günther von Wittich, Herr von Stünzner-Karbe, Woldemar Schulz-Wulkow ..., Nachkommen des früheren Pfarrers Georg Dürr, des Buchhalters Heinrich Scharnagel.

Nicht nur die alte Generation hörte mir zu, auch junge Leute. Ich las aus den Briefen vor, die der enteignete, im Dorf noch immer ver-

bliebene Gutsbesitzer vom November 1945 bis zu seiner Ausweisung durch den russischen Kommandanten am 7. September 1946 an die Familie geschrieben hatte. Über das Weihnachtsfest. Er erlebt, wie die Leute am Ersten Weihnachtsfeiertag in seinem ehemaligen Esszimmer tanzen. Er hat noch einen Platz erwischt, hinterm Ofen, wo man von dem, was vorne an kleinen Lustbarkeiten geboten wird, kaum etwas mitbekommt. Er beobachtet die Menschen, macht sich Gedanken über sie, väterlich, als sei er noch immer für ihr Wohl verantwortlich: »Mir war es interessant zu beobachten, wie so ganz allmählich die Starre und Steife von den Menschen abfiel. Zuerst sah man auf, wenn man ein Lachen hörte oder ein übermütiges Wort. Allmählich aber kam eine Art Erntefeststimmung auf, in die sich auch die Alten hineinfanden ... Man sah den Leuten an, wie gut ihnen diese Belustigung tat. Wie sie wirklich mal frei wurden, die Ruinen, den Druck, den Russen und alles vergaßen, was ihr Leben seit Mai und noch länger beherrschte. Da tanzte eine Mutter ganz still vergnügt mit ihrem Kleinstkind auf dem Arm durch den Saal, oder Bauer Günter saß gemächlich da, die Ziehharmonika spielend. So manches Nette konnte man beobachten und ich kann nur sagen, diese ganze Feier war etwas durchaus Gutes für die Leute ...«

Polnisches Zwischenspiel

Jahre nach der Wiedervereinigung erhielt ich Post aus Polen. Fünf Familien aus Rybka baten mich darum, ihnen für ihre Rente zu bescheinigen, dass sie zwischen 1940 und 1944 Arbeiter auf Gut Sachsen-dorf gewesen waren. Wie sollte ich das bezeugen können, der ich mit sechs Jahren die Heimat verließ und keinen *unserer* Polen namentlich kannte? Aber ich hatte ja Vaters Fluchttagebuch gelesen. Wusste also, dass die zurückgebliebenen Polen, ohne dass sie jemand aufgefordert hatte und ohne etwas dafür zu bekommen, das im Stall verbliebene Vieh getränkt und gefüttert hatten. Ja ich wusste aus Erzählungen meines Vaters sogar, dass sie sich von Angehörigen der Wehrmacht hatten prügeln lassen, nur weil sie die wertvollen Zuchtböcke nicht zum Schlachten herausgeben wollten. Ich ging also zu meinem Notar,



Das Oderbruch und die umliegenden Orte.

der mir die Bescheinigung für wenig Geld anstandslos beurkundete. Verwandte, denen ich davon erzählte, warnten mich, ziehen mich des Leichtsinns. Und siehe da, 14 Tage nach Absendung der Papiere bekam ich wiederum Post aus Polen. Diesmal waren es sieben Familien, die mich um die gleiche Gefälligkeit baten. Was tun? Ich hatte A gesagt, also sagte ich B. Ich ging ein zweites Mal zu meinem Notar. Der machte nicht viel Federlesens. Setzte aufs Neue sein Amtssiegel und basta! Wochen später zum dritten Mal Post aus Polen. Doch was für eine! Fröhliche, überschwängliche Dankespost. »Kommen Sie zu uns! Besuchen Sie uns mit Ihrem Sohn!«

Meine Mutter lebte damals noch. Ich besuche sie eines Abends in ihrem Altenstift Augustinum zu gewohnter Stunde. Sie kann einen Schrieb vom Finanzamt nicht finden. »Kannst du mal in der Akte nachgucken?« Ich öffne ihren Schrank, greife mir einen Aktenordner. Aufschrift *Sachsendorf*, also falsch. Ich schlage ihn zur Kurzweil trotzdem auf. Mein erster Blick trifft auf Vaters Schrift. Eine handgeschriebene Liste. Sie enthält die Namen seiner polnischen Arbeiter. Es hat alles gestimmt.

Die Ära der bahnbrechenden Landwirte

Als Friedrich der Große in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts seinem Königreich durch Entwässerung und Eindeichung des Oderabschnitts nördlich von Küstrin bis Oderberg, genannt *Niederoderbruch*, eine neue Provinz eroberte, ohne auch nur einen Soldaten zu opfern, war das südlich von Küstrin anstoßende, bis Frankfurt reichende *Oberoderbruch* längst unter Kultur. Dies galt auch für die Dörfer des anfangs abgesteckten Sechsecks. »Das Bruch ist ein Bauernland«, so schreibt Theodor Fontane in seinen berühmten *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, »eine Art Dithmarschen, aber adlige Güter blicken rundum, wie von hoher Warte, in das schöne, fruchtbare Bruchland hinein«.¹ In Reitwein finden wir die Finckensteins, auf Kunersdorf die Lestwitze und Itzenplitze, auf Rathstock die Burgsdorffs, in Gorgast die Rosenstiels ... Wer mag sie alle aufzählen! Es gab Staatsgüter, sogenannte *Domänen*, mit dem Ehrgeiz, sich zu landwirtschaftlichen Musterbetrieben zu entfalten. Ihre Pächter kamen meist aus dem Westen, hatten die Fortschritte englischer Ackerkultur studiert, brachten neue Ideen mit in Sachen Bodenbearbeitung, Feldbestellung, Viehhaltung – allen voran der berühmte eigentliche Begründer der modernen Agrarwissenschaft: Albrecht Daniel Thaer (1752–1828). Der spätere preußische Staatskanzler von Hardenberg warb ihn an: »Eröffnen Sie mir freimütig Ihre Wünsche und Bedingungen, die Sie verlangen würden.«²

Thaer vertauschte seinen Heimatort Celle mit dem Oderbruch. Der König bot ihm die Erbpacht der Domäne Wollup nahe dem Ort Lettschin an mit der Berechtigung, diese gegebenenfalls für den Erwerb eigenen Landbesitzes zu veräußern. So gelangte Wollup an Thaers Gehilfen und Wirtschaftsleiter Johann Gottlieb Koppe (1782–1863). Dieser, selbst ein großer Landwirt und Verfasser bahnbrechender

Fachbücher, machte Wollup berühmt, während Thaer sich mitten in dem vom großen König zur landwirtschaftlichen Nutzung erschlossenen Niederbruchland auf Möglin ankaufte, um an Ort und Stelle neue Maßstäbe in Ackerbau und Schafzucht zu setzen. Gut Möglin gliederte er ein Lehrinstitut an, für das er auch seinen bewährten Wolluper Mitarbeiter heranzog. Über 700 junge Landwirte sollten hier bis zur Schließung im Jahr 1863 ausgebildet werden. Johann Gottlieb Koppes Nachfahren blieben auf Domäne Wollup sowie auf dem wenige Kilometer entfernten Amt Kienitz bis zur Vertreibung bei Kriegsende 1945 nahezu anderthalb Jahrhunderte ansässig.

Gut Sachsendorf war 1651, drei Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg, Eigentum des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm geworden, stellte aber noch kein eigenständiges Domänenamt dar. Es unterstand dem Amt Lebus, später Golzow. Erst unter dem Soldatenkönig wurde Sachsendorf mit dem Vorwerk Werder 1737 zu einer selbstständigen Domäne, auch *Amt* genannt. Dem Inhaber kam je nach Rang der Titel *Amtmann*, *Oberamtman*n oder *Amtsrat* zu. Sachsendorf wechselte fünfmal den Pächter, bis es mit dem Königlichen Oberamtman Carl Friedrich Baath an eine Familie geriet, die für drei Generationen bis 1863 die Geschicke der Domäne bestimmen sollte. Die Baaths kamen nicht aus dem Westen, sie waren in der Mark zu Hause, hatten als Schafs- und Gutspächter zwischen Rhin und oberer Havel der Krone gedient.

Carl Friedrich Baath (1756–1816)

Carl Friedrich Baath zählte wie Johann Gottlieb Koppe zu Albrecht Thaers engsten Mitarbeitern. Für Sachsendorf wirkte sich das zweifellos zum Segen aus. In diesem Zusammenhang darf die Frage erlaubt sein: Was lernte man von Daniel Albrecht Thaer? Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein betrieb man in Mitteleuropa die sogenannte Dreifelderwirtschaft: Der Bauer bestellte seinen Grund und Boden nur zu zwei Dritteln, ließ indes das letzte Drittel ein Jahr lang brach liegen, damit der Acker sich erholen sollte. Schon Friedrich der Große hinterfragte solche ihm wenig rentabel erscheinende Methode: »Seh' er doch